

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 83 (1957)  
**Heft:** 43: Musik

## Werbung

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



«Spiel etwas Rechtes oder schließ den Dekkel.» So schloß er den Deckel. Und war wieder traurig.

Dann kam er ins Seminar. Der Musikprofessor freute sich an seinen gelenken Fingern und ließ ihn Liszt spielen. Obschon er lieber Bach gehabt hätte. Bach könnten auch andere spielen, sagte der Professor.

Mit 17 Jahren schrieb er heimlich sein erstes Lied. Nach einem Text von Hesse. Er schenkte es einem Mädchen, weil es ein Liebeslied war, und glühte vor Begeisterung. Aber das Mädchen glühte nicht. Es verschwand mit dem Lied und spazierte am gleichen Abend schon mit dem Doktorsohn durch das Dorf.

Dann wurde er Lehrer. In einer kleinen Ortschaft am Rhein. Wenn es nachtete, zog er mit seiner Geige in den Wald und spielte. Bis alle Hunde in den Höfen zu heulen begannen und die Bauern ihren neuen Lehrer für verrückt hielten.

Aus Verzweiflung schrieb er darauf die ersten Gedichte und schmuggelte die Musik zwischen die Worte. Aber die Kritiker waren schlauer als er. Zu viel Ton und zu wenig Substanz, schrieben sie.

Darauf korrigierte er ein Jahr lang nur noch die Hefte. Aber die Töne klopften unermüdlich an sein Herz. Er schrieb einige Liedchen für seine Schüler. Er wollte sie am Radio mit den Kindern singen.

«Sie sind doch kein Musiker, Sie sind ein Dichter», sagte der Direktor und klopfte ihm auf die Schultern.

Er heiratete. Man lud Musiker ein, und seine Frau sagte: «Spiel etwas.» Er spielte. Nachher schwiegen sie alle, anstatt ihn zu beglückwünschen und endlich zu entdecken.

Er wurde älter und spielte nun nur noch, wenn er allein war oder nachts, wenn die andern schliefen. Noch einmal glühte ein kleiner Hoffnungsschimmer auf, als er einige Chansons fertig brachte. Reichte es früher nicht zu Sinfonien, so konnte er sich vielleicht noch in die Kleinkunst retten.

Er trug seine Werke ins Niederdorf, in den «Hirschen», und Simone Müller sagte, sie werde sie singen. Er nahm einen Taxi nach Hause, so glücklich war er.

Sie sang sie nie. Sie verschwand wie die erste, und er begann wieder Hefte zu korrigieren.

Seine Frau sagte darauf: «Du hast ja Erfolg mit deinen Büchern.»

Aber was weiß sie? Wer ersehnt den Erfolg da, wo er ihn hat? Kann sie ahnen, wie er tausendmal glücklicher wäre in seinen Tönen als in der hölzernen Wortzimmerei?

Vor einigen Tagen hat er sich einen Wellensittich gekauft. Jetzt singt der Vogel mit, sobald er sich ans Klavier setzt. Zwar nicht immer in der gleichen Tonart. Aber er singt immerhin.



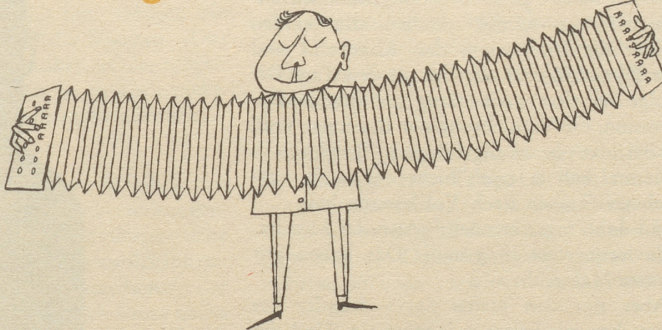
Und ich entsinne mich mit leisem, vielleicht etwas schmerzlichem Lächeln jener Zeit, als ich mich noch selber begleitete, indem ich die Geige zwischen die Knie preßte, mit der linken Hand die Tasten drückte und mit der rechten den Bogen über die leeren Saiten zog.

Es war schön, damals. Fast noch etwas schöner als heute. –

Aber ... Momänt! Was spreche ich da von mir?

Ich glaube, ich habe das falsche Bild aus dem Rahmen genommen. Mathis

## Zoogan am Booga ...



Oobaduura tuadarlat und güügalat Khlarinetta, – unnaduura – schrumm, schrumm – saagat a Paßgiiga und zwüschatduura ggäggat und jöomarlat a Schwizzarörrgali. Dar Khlarinettischt schtampft mitam rächta Khnohha dar Tackht, dar Passischt trät wäärand am Schpiila siini Paßgiiga zringalum und dar Handörgalar loot Jüchz ap, daß as imm fasch d Schtimmbendar varjaggt. Das isch Musigg. Das isch Lendlar-Musigg.

I waiß, as hätt a Huufa Lütt, wo d Lendlar-musigg nitt varputza khönnand. Das sej a

Schmarra, säägands, immar nu dia gliich aifach Melodii, was wäxla tej, sej höchschtans Toonart, ason aswas henkhi ainam noch ara Viartalschtund zum Hals ussa. Gwüß, i sälbar gengti au nia ana Lendlarmusigg-Khon-zärt. Do hetti nochara halba Schtund au gnuag. Nia gnuag khanni abar khriaga, wenn ason a tschenti Khapella zum Tanz uufschpiila tuat. Do bliibi hockha, bis Khlappa vu dar Khlarinetta haif laufand, dar Passischt sich an dar Paßgiiga heeba muaß und uff dar Handörrgla a paar Khnöpf nu no

Luft schtatt Töön duura löönd ... das haifß, hockha bliiba nitta. I khann überhaupt nitt begriifa, daß ma khann hockha bliiba, wenn a Khlarinetta aafangt turulüdiü tüülilaaa zmahha. Das muaß aifach dar schtiifschti Khnohha in dHööhhi rupfa. Und wäär no nia zunara urchiga Lendlarmusigg Walzar tanzt hätt – natüürli linggs und rächts umma und khlaaarwiis mit ama tschenta Maitali im Arm – dää söll miar jo nitt varzella, a Lendlarkhapella sej langwiilig. Nitt zvar-gässa: Wenn aswo a grooßa Ball isch – as haifß denn immar «in allen Räumen des Hauses» – so tuat ma totsihhar au a Lendlarkhapellan aaschtella und as isch immar widar asoo, döt wo dia säbb Musigg schpiila tuat, isch immar am maischta Betriib, am maischta Fröölichkhait. Also, a Rundi hell für d Lendlarmusigg! Hitsch

### Hotel im Portner St. Gallen

Erstklasshotel in der Altstadt  
Jedes Zimmer mit Bad und Telefon  
Gediegenes Restaurant «Au Premier»  
W. Rügner - früher Walhalla



**HOTEL ALBANA**

Speiserestaurant  
gut + preiswert

Bes. W. Hofmann

das ganze Jahr offen



Umwälzend in seiner Milde!

**Rössli**   
**NOVA**

Speziell für die Jungen!

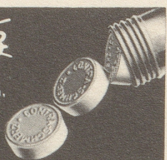
«15»: 10 St./1.50 «20»: 5 St./1.–



## Contra-Schmerz

hilft bei Kopfweg, Migräne,  
Zahnweh, Monatsschmerzen,  
ohne Magenbrennen zu  
verursachen.

12 Tabletten Fr. 1.80



Müller-Zäune  
behüten  
Ihre  
Kinder!

Müller & Co. Zaunfabrik Löhningen SH Tel. 053/69117



*Idewe verdient sein Renommée*

Es sind Qualitätsstrümpfe  
für Anspruchsvolle, die besondere  
Leistungen zu schätzen wissen.

**Idewe-gold** z. B. ist ein hochele-  
ganter, feinstmaschiger Strumpf  
mit dem neuartigen **Duo Elastic**  
**Rand**, der sich nach oben und  
seitlich maximal dehnen lässt  
und beim Tragen höchste Be-  
quemlichkeit bietet.

**Maschenfangbänder** in  
Rand und Spitze erhöhen  
seine Tragdauer.

**Idewe**  
QUALITÄTSSTRÜMPFE

J. DÜRSTLER & CO., A.G., WETZIKON - ZÜRICH

## Achtung! - Aufnahme!

Ein Cellist ist ein Wesen, das sich ständig mit großem Gepäck abschleppen muß. Sein Instrument ist groß und ziemlich schwer, und die Segelhülle macht es nicht leichter. So klagt denn der Cellist in regelmäßigen Intervallen – besonders bei Hitze, Regen und Stoßzeiten im Tram – über sein Los und seine Eltern, die ihn nicht lieber haben Flöte lernen lassen. Oder sonst etwas leicht Transportables.

Wenn nun also so ein Cellist eines Tages auftaucht und außer dem Cello noch einen kleinen, aber schweren Koffer mitschleppt, muß etwas Wesentliches im Tun sein.

Unserer tat es. Und er ließ den Koffer nicht etwa in der Garderobe. Er brachte ihn mit ins Musikzimmer, stellte ihn dort auf den Tisch und sagte: «Ich habe hier also ein Tonbandaufnahmegerät mitgebracht.» Es war ein langes Wort, aber es war nicht in erster Linie die Länge, die uns beeindruckte. Unser Cellist ist ein gebildeter Mann und ein ernsthafter Musiker. Er begründete in relativ kurzen Worten sein Vorhaben und dessen unbedingte Notwendigkeit. Er sagte, der Amateur-Ensemblespieler stecke voll gefährlicher Illusionen. Er sei sich in der Regel über die Gesamtwirkung seines Tuns nicht im klaren, weil ja jeder unablässig mit den Schwierigkeiten seiner Stimme zu kämpfen habe. (Dabei sah er unverständlicherweise mich an.) Deshalb müsse man sich die Sache einmal – oder noch besser öfter – in der Tonbandaufnahme ganz unvoreingenommen anhören. Dann kämen nämlich alle Sünden wider die Intonation, den Rhythmus und die Dynamik rücksichtslos an den Tag. Die Folge sei eine wochenlang anhaltende Depression, die Vernichtung der Illusionen und, – bei den besserungsfähigen Elementen – (diesmal sah er mich nicht an) – ein vermehrtes Streben nach Vollkommenheit. Und dann sagte er noch: «Also das Mozart-Klavierquartett in g-moll. Das haben wir letztes Mal geübt.»

«Aber nur den ersten Satz» wandte der Bratscher mit belegter Stimme ein. Und der Cellist sagte, das sei ja auch der schwerste. Wir spielten ihn dreimal durch. Dann stimmten wir für unsere Verhältnisse sehr gewissenhaft, jedenfalls lang. Der Cellist tritt an den Tisch und nimmt mit dem Koffer irgendwelche Manipulationen vor. Dann fangen wir an, nach einigem Hin und Her. Der noble, schmerzliche Unisono-Einsatz kommt eher unsicher heraus, vielleicht, weil alle so eiskalte Hände haben wie ich.

Später stellt sich heraus, daß wir uns während des Spiels alle gut zugeredet haben, man solle sich von so einem Apparat nicht einschüchtern lassen. Aber dieses innere Zureden nützt nicht viel. Erst als ich mir vorstellte, das Ding laufe ja vielleicht gar nicht, weil der Cellist ja nichts gesagt und bloß so ein bißchen gedrückt oder gedreht habe, geht es mir ein wenig besser. Es gibt sogar Momente, wo man vorübergehend vergißt, daß der Feind mithört.

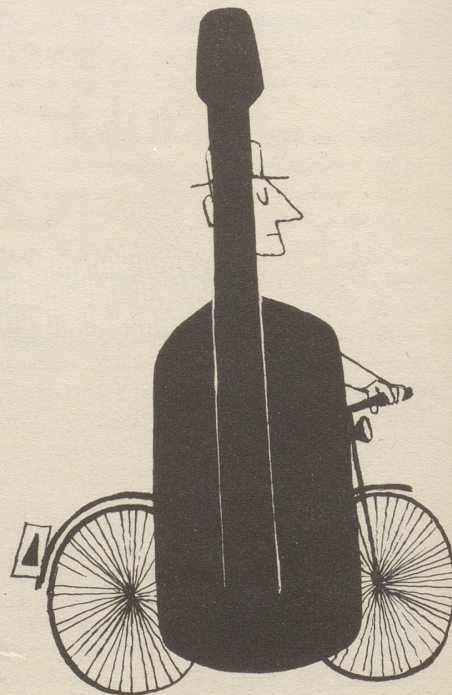
Aber dann passiert es. Wir setzen uns, zünden Zigaretten an und der Cellist drückt wiederum auf einen Knopf. Im Apparat sagt eine Geisterstimme: «... daß Geige und Bratsche die Sechzehntelpassagen, die sie zusammen haben, auch wirklich zusammen spielen.» Und dann eine andere, ebenfalls schwer identifizierbare Stimme, in großer Sorge: «Herr Eggenberger – sind Sie ganz sicher, daß man alles einfach sofort wieder auslöschen kann?»

Und dann, eher diskret: «Zwei, drei vier!», gefolgt von der bewußten Quart, leider mehr gefühlvoll als dramatisch gestaltet. Wir hören der Wiedergabe schweigend zu und tauschen gelegentlich verzweifelte Blicke aus, wenn es nicht besonders schön tut.

Nachher sagt der Cellist in die betretene Stille hinein: «Also – Mozart war das natürlich keiner.»

Ja, warum hat es grad Mozart sein müssen? Vielleicht, weil der Mensch mit seinen höheren Zwecken wächst.

Wir pflichten ihm immerhin bei und streuen uns Asche aufs Haupt, jeder auf das eigene, wie sich das gehört. Aber dann hat die Pianistin genug von der Asche. Sie hat's gut, bei ihr kann die Intonation nicht unter der Aufregung leiden, wie bei uns. Sie sagt: «Ein paarmal hat es aber sehr nett getan, – ich habe viel Schlimmeres erwartet.»



Wir seufzen hörbar auf. Wir eigentlich auch. Der Cellist lächelt nachsichtig. «Vergessen Sie nicht», sagt er, «daß dies kein sehr sensibler Aufnahmeapparat ist. Da ergeben sich so Mischungen, die zu Illusionen verführen könnten. Der Apparat da ist relativ billig.» Er nennt einen Preis, für den der Apparat nach unserer Meinung eigentlich recht sensibel sein dürfte.

Der Mittelsatz geht nicht schön, aber ohne besondere Merkmale vorüber. Der zweite Ecksatz ist schauerhaft, weil nicht geübt.